



Soziale Arbeit und Nachhaltigkeit

Ausschnitt:
"Sozialarbeit kann
Katastrophenhilfe",
S. 40-47

**Soziale Arbeit auf
allen Ebenen**

**Dem sozialen Klimawan-
del entgegenwirken!**

**440.000
Sozialarbeiter:innen**

DBSH

Deutscher Berufsverband
für Soziale Arbeit e.V.

Tariffähige Gewerkschaft

Mitglied der IFSW (International Federation of Social Workers)



Sozialarbeit auf allen Ebenen



STUDIERENDE DER SOZIALEN ARBEIT ZEIGEN: SOZIALARBEIT KANN KATASTROPHENHILFE!

EIN VORORT-BERICHT VON WILFRIED NODES

Im September riefen mich Studierende der kath. Hochschule Aachen („katho“) vom Fachbereich Sozialwesen an. Ob wir denn nicht das Thema „Sozialarbeit im Katastrophenfall“ aufgreifen könnten. Studierendenparlament und AstA hätten ein selbstorganisiertes Projekt gestartet, um den von der Flutkatastrophe betroffenen Menschen in der rheinischen Stadt Stolberg zu helfen. Erst im Oktober wurde mir klar, dass Studierende und Nachbar*innen in Stolberg etwas wirklich Großes auf die Beine gestellt haben.

Heute, am 3. November, sitze ich im Auto auf dem Weg nach Stolberg, um den Akteur*innen des Projektes zu begegnen. Google Maps spricht von vier Stunden Fahrzeit, um 15:00 Uhr bin ich angekündigt. Doch nach einigen Staus wird die Zeit knapp. Dann folgen Umleitungen und Straßensperrungen in dichter Reihenfolge – vier Monate nach der Flutkatastrophe sind Straßen,

Autobahnen und Bahnlinien zum Teil noch immer gesperrt. Das Zentrum von Stolberg erreiche ich dann endlich um 18:00 Uhr.

Man hat Verständnis für die Verspätung, man sei ohnehin immer, meist bis 19:00 Uhr, vor Ort. Oliver Stöber führt mich durch den Stadtteil, zeigt die Zerstörungen. Noch immer liegt Schutt in den Straßen. Allerorten stehen mindestens die unteren Stockwerke der Wohnhäuser leer. Vereinzelt summen Trockenmaschinen, vielerorts sind Keller und die Erdgeschosse feucht, Schwamm breitet sich aus, manche Mieter*innen leben noch immer in feuchten und ungeheizten Wohnungen. So langsam kann ich das Ausmaß der Katastrophe und deren Bedeutung nachvollziehen.

Vier Stunden später und nach vielen Gesprächen sitze ich wieder im Auto. Mit dabei habe ich vier Stunden Tonaufnahme, ein paar selbst gemachte Bilder, Bilddatei-

en und viel schriftliches Material. Ich bin tief berührt von dem, was ich gesehen habe, was mir Menschen erzählten und darüber, wie es in Stolberg noch immer aussieht. Und ich bin zugleich froh über das Engagement angehender Sozialarbeiter*innen, deren Kreativität, Kompetenz und Mut. Und bewundere die gelungene Zusammenarbeit zwischen Sozialer Arbeit und Bewohner*innen.

Es gibt sie also, die „Sozialarbeit pur“, helfend, planend, verändernd und aktivierend. Und ich habe erlebt, wie erfolgreich parteiliche Gemeinwesenarbeit sein kann, die es schafft, Grenzen von Zuständigkeiten und bürokratischen Vorgaben zu überwinden. Erstmals seit langer Zeit ist mir als bald den Beruf verlassenden Sozial- und Gemeinwesenarbeiter wieder bewusst geworden, welche Chancen unsere Profession bietet. Auch dafür möchte ich den Studierenden und den anderen Aktiven in Stolberg danken.

Die Flut in Stolberg

Stolberg ist eine rheinische Mittelstadt in der Nähe von Aachen. Den (auch) historischen Mittelpunkt der Stadt bildet das Tal des kleinen Vichtbachs. Die „Vicht“, wie sie die Stolberger*innen nennen, durchquert die Altstadt in einem „eingemauerten“ Bett, parallel zur Haupteinkaufsstraße und den Gassen der Altstadt Stolbergs. Einige Straßen liegen sogar unterhalb des Bachlaufs.

Über den historischen Ortskern hinaus entwickelte sich der Ort in einer eher losen Bebauung die umliegenden Hügel hinauf und umfasst insgesamt 17 recht gut voneinander abgrenzbare Ortsteile.

So erfasste die Flutkatastrophe in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 2021 vor allem die Bebauung im historischen Ortskern, sowie zwei weitere Gebiete.

Allein die Schäden an der öffentlichen Infrastruktur in Stolberg werden auf 353 Mill. Euro geschätzt, das Rathaus war nach der Flut nicht mehr nutzbar. Parallel zur Vicht verlaufend wurde die Haupteinkaufsstraße der Stadt verwüstet. Betroffen sind ca. 5.000 Wohnungen, davon 90 % Mietwohnungen. Bis heute ist die Gemeinde bemüht, Ersatzwohnraum für die Mieter*innen zu finden.

Eine Warnung vor der Katastrophe hat es in Stolberg gar nicht gegeben. Über die Frage, ob der Vichtbach, der eigentlich eher ein Bächlein ist, allein nur durch den Regen über die Ufer getreten ist, wird in der Bürgerschaft Stolbergs viel spekuliert. Gab es falsch gestellte Absperrungen und Fehler im Wassermanagement (es gibt große Wasserflächen und eine Reihe industrieller Altlasten) oder waren es „nur“ die Folgen einer Flut- und Umweltkatastrophe?

Betroffen sind die „Armen“

Anders als in anderen Städten mit historischem Ortskern ist die Stolberger Altstadt rund um die Burg nicht „touristisch aufgehübscht“ und mit entsprechenden Läden bestückt, sondern wird zum Wohnen genutzt.

Die meisten Hausbesitzer*innen sind in der Vergangenheit in Häuser abseits der Innenstadt gezogen, ihre alten Häuser blieben häufig unmodernisiert zurück. Nicht wenige Häuser verfügen über keine Zentralheizung. Die weggezogenen Eigentümer*innen vermieteten die kleinen Wohnungen an Menschen mit wenig Chancen auf dem normalen Wohnungsmarkt.

Viele Eigentümer*innen sorgen sich nach der Flut auch weniger um die Herstellung der Bewohnbarkeit

Spiel nicht mit den
Schmuddelkindern
Sing nicht ihre Lieder
Geh doch in die
Oberstadt
Mach's wie deine
Brüder.

(Franz Josef Degenhardt)

ihrer Häuser (und hoffen auf Entschädigung), als dies etwa in den Orten an Mosel und Ahr der Fall ist.

Entsprechend wohnen in der Altstadt eher Mieter*innen mit niedrigem Einkommen, ein großer Teil von ihnen erhält Sozialleistungen. Eine Reihe von Vermieter*innen gab ihre Wohnungen wegen der Sicherheit der Mietzahlung durch das Amt gerne an diese Gruppe.

Die Segregation setzt sich in der Altstadt fort: Rund um den *Willy-Brandt-Platz 1*, an den Straßen *Steinweg*, *Klattestraße* und *In der Schart* wohnen meist Mieter*innen aus Deutschland, darunter viele ältere Menschen. Die Situation (Armut, Erwerbslosigkeit, Kriminalität, usw.) in diesem Teil der Altstadt wird als besonders angespannt gesehen.

Im weiteren Verlauf des Bachlaufs wohnen dagegen viele Familien mit Kindern, vor allem nichtdeutscher Herkunft. Verbindungen zwischen diesen beiden Bereichen der Stadt gibt es nur wenige. In eine Verbesserung von Wohnen und Wohnumfeld wurde kaum investiert.

Das alles wurde mit der Katastrophe besonders deutlich. Wie überall in Deutschland kamen die Bewohner*innen der Stadt, aber auch aus dem Umland, zusammen, um zu helfen, zu entrümpeln, Schutt wegzuräumen und um Betroffene mit Kleidung und Nahrung zu versorgen.



David Portnicki

Wie alles begann

Ich sitze mit Oliver¹ und Obaida im „Sozialzelt“. Sie berichten vom Anfang des Engagements nach der Flut: „Am Anfang gab es akute Hilfe – von morgens bis abends Keller leer machen, Einrichtung retten, usw.. Und als das geschafft war, waren die Menschen erschöpft und die Stimmung untereinander wurde hitzig. Zusehends griffen die städtischen Hilfestrukturen. Feuerwehr und Polizei waren unterwegs. Wir Studierende haben überlegt, was wir noch tun können.“

Und dann half den Studierenden ein Zufall: Sie sprachen zwei Notfallseelsorger*innen an, die im Stadtteil anwesend waren. Und die verwiesen die Studierenden an den Ansprechpartner der psychosozialen Notfallversorgung der „StadtRegion Aachen“. Und der ist als Lehrbeauftragter an der Katho Aachen tätig und eröffnete den Studierenden einen ersten Einstieg. Oliver erzählt weiter: „Der hat uns dann mit einem Einsatzbefehl auf zwei Autos gebracht, die mit weiteren Helfer*innen jeden Tag rausgefahren sind. Das machten wir dann ca. 2,5 Wochen. Und dabei sind wir Obaida begegnet, er studiert auch an der „katho“. Wir fragten uns, wie es wohl weitergeht, wenn der Einsatzbefehl ausläuft. Es entstand die Idee mit dem „Sozialzelt“ am Willy-Brandt-Platz. Da gab es schon andere Zelte mit einem Verpflegungsdienst und einer Stelle zur Spendenausgabe.“

Vom Einzelfall zum Bedarf

Zu Beginn gab es das Beratungsangebot – begonnen wurde mit der Unterstützung bei Anträgen zur Soforthilfe. Wenn man im Gemeinwesen ins Gespräch kommt, wächst das Vertrauen, und so öffnen sich die Menschen, weitere Sorgen und andere Probleme fallen auf:

Obaida: „Wenn man Beratung macht, hört man von vielen Problemen“. Und so haben wir gemerkt,

*dass viele Mieter*innen Probleme mit ihren Vermieter*innen haben, und so kam die Idee, eine anwaltliche Hilfe zu installieren. Wir haben beim Anwaltsverein von Aachen angerufen und um Unterstützung gebeten. Und in Folge schickt uns der Anwaltsverein wöchentlich für zwei Stunden Anwalt*innen, die beraten.“*

So entstanden auch die psychotherapeutischen Angebote. Die Flut belastet viele Menschen, drei Psychotherapeutinnen bieten wöchentlich für drei Stunden ihre Hilfe an. Bei der Entstehung eines weiteren Angebotes stand eine Beobachtung im Vordergrund. Obaida: „Einmal, es regnete heftig, kamen verängstigt einige Kinder ins Zelt und fragten, ob jetzt noch mal eine Flutkatastrophe kommt“. Und hier half der Zufall: Anke und ihre Kollegin wurden mit einem besonderen Angebot für Kinder aktiv, so entstand die „Wohlfühlgruppe“.

Bereits in den Sommerferien ergab sich der Bedarf, ein Angebot für die Kinder zu schaffen. Denn Kinder, die im Schlamm spielen, das sollte so nicht mehr sein. Die städtische Infrastruktur war kaputt und die Stadt selbst damit überfordert, aktiv zu werden. Sahar war eine der ersten, die am „Willy“ mitgeholfen haben und hat Ferienspiele organisiert, bevor die Studierenden die Idee mit dem „Sozialzelt“ hatten. So war es wieder die fast schon zufällige Begegnung, die zum Wachsen der Initiative führte. Sahar übernahm dann später die Planung eines Kinderangebotes, leitete Helfer*innen an und arbeitete selbst mit. Betreut wurden täglich bis zu 50 Kinder – inmitten von Schmutz und Geröll.

„Willy Stolberg“

Gut für die studentische Initiative war auch, dass sie nicht allein arbeiten musste. Aktive Menschen aus dem Stadtteil hatten eigene Angebote geschaffen – sie kamen am „Willy“ zusammen, um

Geschaffen wurde ein gemeinsames Dach, zugleich wird Raum gegeben für eigenständige Initiativen und Verantwortlichkeiten.



David Portnicki



Wenn man im Gemeinwesen ins Gespräch kommt und Vertrauen wächst, öffnen sich die Menschen mit weiteren Sorgen und andere Probleme fallen auf.

1. Die weiteren Teilnehmenden des Gespräches werden auf der Folgeseite vorgestellt.

gemeinsam etwas zu bewegen und zu helfen. Die Bewohner*innen organisierten die Ausgabe von Spenden, die das DRK lieferte. Die Stadt stellte auf dem „Willy“ einen Container mit Duschen und ein Zelt mit Waschmaschinen auf.

Die Stolberger Tafel war selbst von der Flut betroffen. Die Initiative übernahm deren Aufgaben und übernahm die Aufgaben der Lebensmitteltafel nicht nur für das Gebiet, sondern für den gesamten Stolberger Raum, die Versorgung mit Hygieneartikeln und Getränken, eine Cafeteria mit täglichen Mahlzeiten (die von einem benachbarten und selbst betroffenen Restaurant zubereitet und gespendet werden) und gestifteten Kuchen und Gebäck kamen als Angebote hinzu. Anfangs gab es auch eine medizinische Versorgung.

Mittlerweile hat man eine Internet-Präsenz geschaffen (willy-stolberg.de) und einen Verein gegründet (Gemeinsam weiter e.V.). Die Initiative geht davon aus, dass

sich die Struktur der Angebote verändern wird (etwa, was die Spendenausgabe angeht). Ihr erstes Ziel aber ist die Verstetigung der Arbeit.

Damit hat sich am Willy-Brandt-Platz ein ganz besonderes Projekt entwickelt: Geschaffen wurde zwar ein gemeinsames Dach, aber zugleich wurde Raum gegeben für eigenständige Initiativen und Verantwortlichkeiten als „Möglichkeitsraum“ für den Wiederaufbau und die weitere Entwicklung des Stadtteils.

Einige der Aktiven

■ **Oliver Stöber** (Sozialzelt, Befragung) war bis zur Flut Vorstand vom AStA der Katho in Aachen.

Wie kamst Du zu dem Projekt: „Ich war nach der Flut unterwegs und habe Keller leer gemacht. Ganz viele Studierende waren hier unterwegs. Als das dann mit den Kellern fertig war, haben wir überlegt, was wir hier machen können. Und deswegen bin ich heute noch da.“

Warum wurdest du aktiv: „Ich empfinde das als unsere Aufgabe, wenn 15 Minuten von zu Hause weg so viel Not ist. Ich unterscheide mich darin nicht von anderen Sozialarbeitenden, wir helfen gerne.“

Was hast du hier gelernt: „Ich habe viel im Bereich der Interessensvertretung gelernt. In der Auseinandersetzung mit Ämtern, mit Behörden und Katastrophenschutz. Sozialarbeiterisch ist es hier spektakulär – es gibt alles hier an Problemlagen, die man sich vorstellen kann.“

■ **M-Obaida Dehna** (Sozialzelt, Anträge, Befragung) ist Studierender an der „katho“ und wohnt in Stolberg

Wie kamst Du zu dem Projekt: „Ich bin von der Flutkatastrophe selbst betroffen. Die ersten zwei Wochen habe ich Schlamm rausgeholt, bei mir im Haus, bei den Nachbarn. Und als ich dann Kontakt zu Oliver und den anderen Studierenden hatte, habe ich an die Größe des Problems gedacht. Und so hatte ich mit Oliver die Idee mit dem Sozialzelt.“

Warum wurdest du aktiv: „Ich mache das, weil wir als Sozialarbeitende dort sein müssen, wo Not ist und es darum geht, den Menschen zu helfen.“

Was hast du hier gelernt: „Ich habe gelernt, wie aus einer ersten Aufgabe immer mehr werden kann. Und es sind supergute Erfahrungen für die spätere Tätigkeit als Sozialarbeiter. Und das motiviert mich auch für meinen Berufswunsch.“

■ **Anke Lepperhoff** (traumatherapeutische Angebote, „Wohlfühlgruppe“) ist niedergelassene Psychotherapeutin mit dem Schwerpunkt Traumatherapie.

Wie kamst Du zum Projekt: „Ich habe meine Praxis in Aachen. Mein Sohn ist bei der freiwilligen Feuerwehr und war hier im Einsatz. Über die Kontakte einer Kollegin ist die Verbindung zum Sozialzelt entstanden, und wir begannen mit einem Pilotprojekt, traumatherapeutisch aktiv zu werden.“

Warum wurdest du aktiv: „Ich wollte helfen. In meinem Bereich gab es nach der Flut Angebote von niedergelassenen Psychotherapeuten. Aber die wurden nicht angenommen. Und so ist die Idee entstanden, vor Ort zu arbeiten.“

Was hast du hier gelernt: „Wie man Soziale Arbeit oder Seelsorge mit traumatherapeutischen Interventionen unterstützen kann. Gelernt habe ich, traumatherapeutische Inhalte in den Kinderbereich zu übersetzen und in der Wohlfühlgruppe körpertherapeutisch anzuwenden.“

■ **Sahar Alnatur** (Kinder- und Jugendarbeit, Social Media, Befragung) ist IT-Systemkauffrau, wohnt in Stolberg und überlegte eine berufliche Umorientierung hin zum Sozialen Bereich. Mittlerweile hat sie sich für ein Studium an der „katho“ beworben.

Wie kamst Du zum Projekt: Ich wohne selbst in Stolberg und half am Tag nach der Flut meiner Schwägerin, ihre Schwester (mit Kindern) aus ihrer Wohnung herauszuholen. Ein facebook-Aufruf führte mich dann zu weiterer Hilfe für die Flutopfer.

Warum wurdest du aktiv: „Ich fuhr die Schwester meiner Schwägerin mit ihren Kindern einige Tage später wieder nach Stolberg nach Hause. Und die Kinder meinten, „hier ist ja alles kaputt.“ Und da dachte ich, „oh, den anderen Kindern wird es genauso gehen, und überhaupt den Menschen – da muss ja irgendwas passieren. Und als es dann einen weiteren Aufruf zur Unterstützung



Von links nach rechts:
M-Obaida Dehna, Oliver Stöber,
Kerstin Gutknecht, Anke Lepperhoff,
Sahar Alnatur

gab, dachte ich, hier kannst du dich einbringen und etwas entwickeln, etwas aufbauen, und da helfen, wo Hilfe benötigt wird.“

Was hast du hier gelernt: „Viel, ganz viel. Dankbarkeit dafür, dass unser Angebot der Kinderoase den Kindern wichtig ist. Dass sie annehmen, was wir leisten. Der Gedanke, im Sozialbereich etwas zu tun, war schon immer da. Die Erfahrung hier hat mich in meinem Entschluss bestätigt, er ist handfester geworden.“

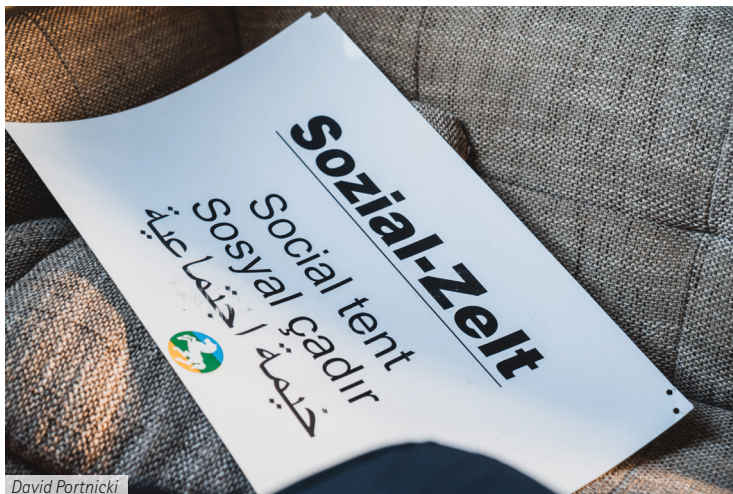
■ **Kerstin Gutknecht** (Sozialzelt, Kinder- und Jugendarbeit, Befragung) studiert an der „katho“ Soziale Arbeit. Sie wohnt unweit von Stolberg.

Wie kamst Du zu dem Projekt: „Es gab eine Rundmail des Hochschul-AStA für eine Initiative. Und da ich nicht weit von Stolberg wohne und die Bilder sah, dachte ich, hier wird jede/r gebraucht.“

Warum wurdest du aktiv: „Die Hilfsdienste waren überfordert. Dann habe ich mich gemeldet und fand den Bezug zur „katho“ gewinnbringend. Es gab nicht einen Trupp Ehrenamtlicher mehr, sondern Menschen mit Bezug zur Sozialen Arbeit.“

Was hast du hier gelernt: „Gelernt habe ich, dass man mit ganz unterschiedlichen Menschen gut zusammenarbeiten kann. Dass ein guter Austausch möglich ist. Wir sorgen füreinander und schauen, wer welche Information braucht. Da wird nichts zurückgehalten und geschaut, wer welche Fähigkeiten, Kenntnisse und Verbindungen hat. Für mich ist die Entwicklung ein Gewinn!“

„Hier kannst du dich einbringen und etwas entwickeln, etwas aufbauen und da helfen, wo Hilfe benötigt wird.“
Sahar Alnatur



David Portnicki

Das „Sozialzelt“

Im Sozialzelt geht es weniger um das Engagement aus eigener Betroffenheit. In ihm arbeiten hauptsächlich Sozialarbeitsstudierende und ausgebildete Fachkräfte. Anfänglicher Schwerpunkt war die Beratung. Obaida: „Am Anfang habe ich auch nur geholfen beim Ausfüllen von Anträgen zur Soforthilfe – erst später habe ich gemerkt, was auf mich zukommt.“

Oft gab es Sprachprobleme und ganz verschiedene Anträge: Zuerst gab es die „Soforthilfe 1“ (einige hundert Euro von der Stadt und dann die nachgeschobene „Soforthilfe 2“ (für Menschen, die den ersten Antrag versäumt haben), später dann die Hilfe vom Land (jeder Haushalt bis zu 3.500 Euro), dann später die Caritas (bis zu 5.000 Euro) sowie die „Aktion Lichtblick e.V. (Diakonie) mit Anträgen, die man nur aus dem Internet herunterladen konnte. Und aktuell gibt es die Wiederaufbau-Hilfe des Bundes – wobei der Antrag sehr komplex ist (und nur auf Deutsch und mit viel Nachweiserfordernissen) –, der den Hausrat oder die Wohnung oder das Haus ersetzen soll. Normalerweise wären Anträge nur im Dienstleistungszentrum der Stadt auszufüllen. Obaida: „Die Anträge sind nur auf Deutsch und richtig kompliziert. Darum unterstützen wir mit einer Beratung hier im Sozialzelt, da der Antrag nur online zu stellen ist.“

Zwischenzeitlich hat die „katho“ das Zelt mit Laptops und Scanner ausgestattet. Obaida: „Nach der Flutkatastrophe hat mir die Caritas einen Honorarvertrag gegeben, und so kann ich die Anträge, die ich mit den Menschen ausfülle, auf Seiten der Caritas weiter bearbeiten. Die Caritas ist noch immer unterwegs und hilft wirklich viel.“

Immer noch gibt es durch die Flutkatastrophe materielle Not. Die Menschen, die vorher schon arm waren, haben weniger Chancen auf Geld und der Zugang zur Unterstützung ist für sie deutlich erschwert. Und sie können die Wartezeiten, bis sie Unterstützung erhalten, weniger gut überbrücken. Die Hilfen von Stadt, Land, Bund und den Kirchen federn ab, aber können nicht die grundsätzliche Armutsthematik im Stadtteil lösen.

Winterhilfe – die Befragung

Für die Studierendeninitiative stellt sich die Frage, wie es mit den Menschen aussieht, die nicht in ihre unbewohnbaren Erdgeschoßwohnungen zurück können und für die anderen, die darüber ohne Heizung und Strom lebten und leben. Viele haben nicht die Möglichkeit, irgendwo unterzukommen: kein Geld, keine Familie, keine Freunde. Eigentlich will die Stadt gar nicht, dass die Bewohner*innen zurückkehren. Aber Alternativen kann sie aktuell auch nicht anbieten. Un-

bekannt scheint auch die Dimension des Problems zu sein. Eine Bestandsaufnahme soll die Dimension erfassen. Und auch hier werden die Studierenden aktiv.

Oliver: „Wir haben guten Kontakt mit dem Sozialamt. Gemeinsam haben wir Angst, dass es im Winter zu Verletzungen und Schlimmerem kommt, wenn die Menschen in ihren Wohnungen nicht warm duschen und heizen können – die Wände sind nass, in vielen Wohnungen gibt es Schimmel, der lebensgefährlich ist.“

Durch die Unterstützungsleistungen gibt es durch die Flut keine neue materielle Not, soweit diese nicht vorher schon da war.

Und so bat das Sozialamt um Hilfe beim Herausfinden von Menschen, die bedroht sind. Die Studierenden erklärten sich bereit zu helfen, aber sie stellten Bedingungen. Sie wollten nicht nur zur „Winterlage“ befragen, sondern mehr über die soziale Situation erfahren. Und sie wollten, dass die Fragebögen in verschiedenen Sprachen vorliegen. Sie hatten Erfolg. Oliver: „Nun gibt



David Portnicki

es den Fragebogen zugleich online und in sieben Sprachen. Der Fragebogen ist umfangreicher, wird wissenschaftlich ausgewertet und die Daten bleiben bei uns – wir informieren nur dann, wenn Gefahr für die Bewohner*innen droht. Wir haben Zweiertteams zusammengestellt. Mindestens ein Teammitglied muss entweder als Studierender oder als Professioneller über besondere kommunikative Kompetenz verfügen. Wir wollen vermeiden, dass die Befragten retraumatisiert werden und auf die Sicherheit der zu Befragenden achten.“

Mittlerweile gehen Befragungsteams von Haus zu Haus. Die Ant-



David Portnicki

wortbögen werden zusammengetragen. In einer täglichen Sichtung der Fragebögen wird nach Notfällen (keine Heizung, kein warmes Wasser, kein Strom, Feuchtigkeit, starker Schimmelbefall, statische Bedenken, Suizidgedanken, usw.) gesucht. Oliver: „Wenn das der Fall ist, kommen die Angaben in eine Notfallliste – und die Stadt hat sich verpflichtet, sich innerhalb von 48 Stunden bei den Betroffenen mit weiteren Informationen zu melden. Manchmal hat die Stadt dann eine Lösung, manchmal nicht.“

Zwischenzeitlich gibt es Überlegungen der Stadt, ein Hotel zu kaufen oder Ferienwohnungen zu mieten. Der Aufbau der ersten Wohncontainer läuft. Wirkliche Lösungen sind aber noch nicht gefunden.

Zwischenzeitlich liegen auch die ersten Zwischenergebnisse der Umfrage vor. Erreicht wurden bisher 715 von den insgesamt ca. 4.000 Haushalten. 248 Fragebögen wurden eingesammelt, dabei waren 101 Notfälle. Eine Internetseite informiert laufend über die Befragung und die Ergebnisse: <https://psnv.sozialarbeiten.de>

Kooperation oder Konfrontation?

Oliver bewertet es als sensationell, dass die Stadt diesen Lösungsweg mitträgt. Folgt man aber der Lokalpresse, so ist das Verhalten der Stadt Stolberg in einigen Bereichen durchaus als ambivalent

zu beschreiben. Oliver hat hierzu, eine, wohl für alle GWA- und Organizing-Projekte bedeutsame, Erkenntnis gewonnen:

„Unser Verhältnis ist zu allen wohlwollend, aber kritisch. Wir bleiben immer diplomatisch. Ich bin davon weg, die Stadt als Stadt zu sehen, da gibt es ganz verschiedene Menschen, die für ganz verschiedene Dinge stehen. Wir sind mit dem Sozialamt in einem guten Kontakt, an manchen Stellen sind wir uns aber trotzdem uneinig. Aber am Ende haben wir alle ein gemeinsames Ziel. Dass hier im Winter niemand stirbt. Gemeinsam wollen wir die große Katastrophe verhindern.“

Mit der Erzählung von Oliver wird einmal mehr deutlich, worin der Wert von Bürger*innen-Engagement und Gemeinwesenarbeit nicht nur in der Katastrophenhilfe liegt. Kommunen, aber auch die freie Wohlfahrtspflege, sind immer durch besondere, sich selbst absichernde Strukturen und bürokratische Zwänge eingebunden. Hinzu kommt die prinzipielle Unsicherheit im Umgang mit Freiwilligen, aber auch mit den eigenen Ressourcen, stellt sich doch immer die Frage nach der Verantwortlichkeit. Oliver mag dies nicht kritisieren: „Im Prinzip haben wir das gleiche Ziel. Die Stadt müsste nun auch formal einräumen, dass wir einen Teil ihrer Aufgaben übernehmen.“ Und das beginnt sich in Stolberg mittlerweile abzuzeichnen.

Weitere Perspektiven

Mit der FH für Architektur konnte die Initiative ein weiteres Projekt vereinbaren. Oliver: „Zuerst haben wir mit einer Professorin von dort Häuser angeschaut, deren Erhaltungsgrad fragwürdig ist. Viele Bausachverständige waren hier, von den Versicherungen geschickt, und wollten den Eigentümer*innen gegenüber den Wert der Häuser und die Schäden möglichst niedrig ansetzen. Und jetzt werden 80 Studierende der FH über ein Jahr acht Objekte in Stolberg von der Planung bis zur Fertigstellung begleiten. Wir haben die Objekte mit ausgesucht und mit den Hausbesitzer*innen Konsens erzielt.“

Als Erfolg verbuchen die Studierenden auch, dass die Stadt mehrere Container für die Initiativen aufstellt. Und es gibt eine Vision von der weiteren Zukunft:

Bis zum April 2023 soll in Stolberg ein Bürgerzentrum fertiggestellt werden. Dabei will die Stadt ihren Ansatz von Community Organizing fortsetzen, der bereits mit zwei Stellen tätig ist. Die bisherige Praxis und die Berichte der Träger machen aber deutlich, dass es diesen und der Stadt eher um Stadtteilmanagement und Selbsthilfeförderung geht und zumindest noch nicht um den Aufbau einer wirklichen Bürger*innenorganisation als Interessensvertretung.

Im Gespräch mit den Studierenden zum Thema Organizing wird dagegen deutlich, dass es ihnen um eine Entwicklung „von unten“ geht zur Verbesserung und Sicherung des Lebens im Stadtteil. Sie setzen große Hoffnung auf das Bürgerzentrum: „Wir hoffen, uns in Richtung dieses Zentrums entwickeln zu können. Ob das so passiert, müssen wir sehen, aber wir planen mindestens bis zum ersten Quartal 2023 hierzubleiben“.

„Aber am Ende haben wir alle ein gemeinsames Ziel. Das hier im Winter niemand stirbt.“

Ich frage, ob die Krise bis dahin vorbei ist. Die Antwort: „Das wird nicht so schnell gehen, die Krise ist über Jahrzehnte gewachsen.“

Und die Hochschule?

Bei einem solch beachtlichen und überlegten Engagement Studierender stellt sich die Frage nach dem Beitrag der Hochschule.

Das „Sozialzelt“ selbst wurde in seinen Anfängen vom AStA betrieben, was sicher dadurch möglich ist, dass die „katho“ nur Sozialarbeitende ausbildet. Hinzu kommt, dass für kath. Hochschulen der Begriff der Gemeinde eine besondere Bedeutung hat. Die Studierenden dazu: *„Wir werden wissenschaftlich von der „katho“ begleitet, namentlich von einem Professor mit dem Schwerpunkt Klimagerechtigkeit. Vier, fünf weitere Lehrende und die Hochschulleitung sind mit im Boot.“*

Aktiv sind über den ganzen Zeitraum bis zu 100 Studierende, jeden Tag sind aber nur zwei dabei, die ihr 100-Tage-Praktikum in Stolberg ableisten. Die Hochschule übernimmt die Begleitung eines wöchentlichen Strategietreffens, für das es Credits als Studienleistung gibt. Die Studierenden erleben den Beitrag der Hochschule als sehr hilfreich: Lehrende helfen beim Moderieren und unterstützen mit ihren Verbindungen. So stellte ein freier Kita-Träger auf Bitte der Hochschule drei MitarbeiterInnen für die Kinderbetreuung zur Verfügung. Und die Hilfe der Hochschule reicht weiter: *„Wir bekommen Supervision, einige Lehrende können wir Tag und Nacht anrufen. Viele unserer Lehrkräfte haben ein Leuchten in den Augen, wenn sie uns besuchen. Sozialarbeit pur, dass haben viele in ihrem Alltag nicht mehr.“*

Zusammenfassung

Aus der bisherigen Erfolgsgeschichte des Projektes lassen sich viele Schlüsse für die Gemeinwesenarbeit, zum Zusammenwirken zwischen kommunaler Struktur und bürgerschaftlichem Engagement sowie zur Ausbildung beschreiben:

- In der Motivation der Studierenden vermittelt sich zuerst



die Bedeutung der „Hilfe für den Nächsten“ für die Soziale Arbeit. Dieses Motiv scheint, wie wohl bei jeder anderen Bürger*in auch, durch die räumliche Nähe und die Unmittelbarkeit der Probleme gefördert zu werden. Wichtig für alle Studierenden, aber auch für Bewohner*innen des Gemeinwesens, ist das Erleben der eigenen Wirksamkeit – das, was getan wird, hilft und wird anerkannt.

- Daneben gibt es für alle Aktiven einen weiteren Mehrwert: Das, was ich ehrenamtlich arbeite, bringt fachliche Weiterentwicklung im eigenen Beruf, ein neues Erleben in der solidarischen Zusammenarbeit mit anderen, Spaß und Anerkennung. Und nicht zuletzt geht es um den Stolz, gemeinsam etwas aufgebaut zu haben.
- Das Angebot von Beratung schafft Vertrauen und öffnet die Sichtweise hin zu anderen Themenbereichen.
- Dabei lohnt es sich auch, auf die Ressourcen, Kompetenzen und Menschen im Gemeinwesen zu vertrauen – mit der Dynamik eines Projektes wächst das Engagement der Vielen.
- Bei der Frage nach Kooperation und Zusammenarbeit macht Offenheit und Ansprache auch derjenigen Sinn, die nicht von vornherein als Bündnispartner vermutet werden.
- Der Satz, dass Hilfe unpolitisch sei, macht auch in Stolberg we-

Die Soziale Arbeit muss sich darauf einstellen, dass „Katastrophe“ zu ihrem Thema wird.

nig Sinn. Das Motiv, „zu helfen“ und entsprechend zu arbeiten, öffnet den Raum zu erkennen, wie Gesellschaft „funktioniert“. Und im Handeln ergibt sich das „Politische“ ganz von selbst.

- Es bestätigt sich auch in Stolberg, dass eine jede Aktivierung ganz besondere Persönlichkeiten braucht – so wie Oliver und M-Obaida. Dieser kurze Dialog aus meinem Interview vermag es zu beschreiben:

Wer ist die „Seele“ in Eurer Gruppe, du Oliver?

Kerstin: Ja

Oliver: Nein, das sind wir alle.

Die Beschreibung des Projektes ist aber zugleich auch als Erfolg der katholischen Fachhochschule in Aachen zu werten. Es gibt Lehrende, die ihre Verbindungen und Kompetenzen anbieten, ohne sich selbst zu betonen – und das Projekt dazu nutzen, Lehre und Praxis miteinander zu verbinden. Das auch der „Apparat“ der Hochschule hilft, ist ein weiterer Baustein für den Erfolg.

Das Gespräch mit den Studierenden zeigt, wieviel an gesellschaftlicher Erfahrung und methodischer Kompetenz – abseits aller bezugswissenschaftlicher „Lerninhalte“ – gewonnen werden kann, wenn Praxis einen besonderen Stellenwert im Studium der Sozialen Arbeit hat.

Und bei allen Defiziten: Auch die Stadt Stolberg hat sich offen für bürgerschaftliches Engagement gezeigt. Die Planung eines aktivierenden Ansatzes für das geplante Bürgerhaus ist bemerkenswert.

Es ist bitter, dass der Klimawandel als Ursache für die Flutkatastrophe auch die Soziale Arbeit verändern wird: Nicht nur die politischen Strukturen, sondern auch die Soziale Arbeit selbst müssen sich darauf einstellen, dass „Katastrophe“ zum Thema wird. Und wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass deren Folgen vor allem diejenigen betreffen wird, die ohnehin schon Zielgruppe der Sozialen Arbeit sind. ■